



# **Zur Selbstreferenz des Bewusstseins Oder: Wie konstituiert sich das Subjekt einer Szene?\***

**Dietmut Niedecken (Hamburg)**

*Übersicht:* Die Autorin hinterfragt Sterns Auffassung einer primären psychischen Abgegrenztheit des Säuglings von seiner Umwelt, die sie mit Winnicotts Konzept einer vorgängigen Erfahrung der Ungeschiedenheit kontrastiert. Anschließend wendet sie sich Alfred Lorenzer zu, der mit seiner Theorie der Interaktionsformen als leib-seelische Gebilde die Vorstellung einer ursprünglichen Subjekt-Objekt-Trennung aufgibt und zugleich die Grenze zwischen Natur- und Kulturwissenschaft, zwischen Neurophysiologie und Psychoanalyse, aufhebt. Das Beispiel okkultur Phänomene: die Erfahrung mit einer Hellseherin, dient der Autorin dazu, das Zusammenspiel von dyadischen Reiz-Reaktions-Zirkeln zwischen Mutter und Kind zu verdeutlichen, zu zeigen, wie die Partizipanten einer Dyade sich in einer totalen Identität mit der Szene befinden. Niedecken legt mit Lorenzer und unter Hinzuziehung neurophysiologischer Untersuchungen dar, dass erst mit dem Spracherwerb, im Heraussdifferenzieren von Selbst- und Objektrepräsentanzen, das Subjekt sich selbstreferentiell als Subjekt einer Szene erkennen kann und sich als Subjekt konstituiert.

Alfred Lorenzer zum 80. Geburtstag

---

\* Den TeilnehmerInnen des Seminars, das ich im WS 2001/2 am Michael-Balint-Institut in Hamburg abhielt, danke ich für die anregende Diskussion einer früheren Version dieses Textes.

Daniel Stern berichtet in *Die Lebenserfahrung des Säuglings* von der Beobachtung, dass neun Monate alte Säuglinge beginnen, einem zeigenden Finger mit dem Blick zu folgen und sodann ihre Wahrnehmungen mit denen der Zeigenden zu „vergleichen“:

“Neun Monate alte Säuglinge [...] blicken nicht nur in die Richtung, in die die Mutter zeigt, sondern, nachdem sie das Ziel ins Auge gefaßt haben, auch wieder zurück zur Mutter, an deren Gesichtsausdruck sie ablesen, ob sie tatsächlich ›richtig‹ hingesehen haben” (1985, S. 186).

Stern interpretiert das folgendermaßen:

“Dies ist nun [...] ein *bewußter* Versuch sicherzustellen, daß die gemeinsame Absicht erreicht worden ist, [...] auch wenn der Säugling sich dieser Operation *nicht bewußt* ist” (ebd.; Her vorh. D.N.).

Die sich hier präsentierende Widersprüchlichkeit mögen wir uns aus einer Hilflosigkeit der Übersetzung erklären, die aus “*deliberate*” und “*self-aware*” jeweils “bewusst” macht. Dennoch kann auch das englische Original das Dilemma nicht leugnen, das sich ergibt, wenn mit solchen Formulierungen die Maßstäbe des Erwachsenenbewusstseins an die Beobachtung von Säuglingsinteraktionen herangetragen werden. Denn: Wie sollten wir uns einen absichtlichen Versuch, “*a deliberate attempt*”, denken, wenn nicht bewusst? Was wäre eine Absicht, wenn nicht ein Bewusstseinsakt?

Stern zieht aus solchen Beobachtungen schließlich einen weit gefassten Schluss:

“Im Alter von neun Monaten haben Säuglinge ein gewisses Bewußtsein [Original.: ›*have some sense*‹, D.N.] dafür entwickelt, daß sie selbst ihre Aufmerksamkeit auf einen spezifischen Fokus konzentrieren können, daß die Mutter dies ebenfalls kann, daß diese beiden psychischen Zustände einander ähneln oder auch voneinander abweichen können und daß es möglich ist, divergierende Aufmerksamkeitsrichtungen in Übereinstimmung zu bringen” (S. 187).

Eine solche Interpretation kann nicht unangefochten bleiben. Annahmen, zu denen insbesondere die Objektbeziehungstheorie uns geführt hat, sind mit ihr schwer vereinbar. Nun wird es der aufmerksamen Leserin freilich auch nicht verborgen bleiben, dass Sterns Interpretation keinesfalls so voraussetzungslos-objektiv ist, wie sie sich gibt. Vielmehr setzt sie das, was die Beobachtung dann beweisen soll, stillschweigend bereits voraus:

einen Säugling, der sich selbst als gegenüber seiner Umwelt abgegrenzte, sich intentional bestimmende Einheit erlebt. Nur so könnte er eine Absicht umsetzen, diese mit der Absicht eines Gegenübers noch vergleichen und sich vergewissern wollen, dass dieses die seine teilt. Eine derartige Abgegrenztheit von Subjekt und Objekt beobachten wir als organismische Abgeschlossenheit von Mutter und Säugling von außen, wir können sie jedoch nicht als subjektives Empfinden des Säuglings einfach voraussetzen. Auch Stern leugnet ja nicht, dass die Beobachtung in Bezug auf den Säugling die Perspektive der Dritten Person, nicht hingegen die selbstreferentielle der Ersten Person einnehmen kann. Das aber hat zur Folge, dass wir für letztere grundsätzlich auf Konstruktionen und Interpretationen angewiesen bleiben. Diese aber gründen sich, wenn sie der Beobachtung einer Szene eine subjektiv-intentionale Bedeutung zuschreiben, auf bestimmte Vorannahmen. Das gilt für diejenige Sterns wie für jede andere denkbare Interpretation.

So mag denn der Satz Winnicotts, "so etwas wie ein Baby gibt es gar nicht" (1958, S. 130), als eine Art Gegenthese zu der Vorannahme Sterns gesetzt werden. Gemeint ist damit, dass im Säuglingsalter eine Ausdifferenzierung zwischen Subjekt und Objekt noch nicht gegeben sei, dass diese sich vielmehr erst als Produkt aus den Sozialisationsvorgängen ergebe. "Der Schwerpunkt des Seins geht nicht vom Individuum aus. Er liegt im Gesamtgefüge" (ebd.). Diese These ist grundlegend für metapsychologische Überlegungen insbesondere im Gefolge Kleins und Winnicotts (vgl. etwa Ogden 1992) und hat sich zumal in der Klinik als unentbehrlich erwiesen. Ihr kann nun die zitierte Beobachtung durchaus ebenfalls zur Illustration dienen. Die von ihr ausgehende Interpretation muss freilich komplizierter ausfallen als die von Stern, erfreut letztere sich doch des Vorteils, dass sie die sprachlichen Verhältnisse, die Subjekt und Objekt auseinanderhalten, im noch nicht sprechenden Säugling bereits voraussetzt. Da die Verhältnisse, auf die Winnicotts provozierend-plakativ formulierte These verweist, ihrer Natur nach dyadisch und nichtsprachlich sind, muss die Darstellung auf Abstraktionen zurückgreifen, die das sprachlich nicht unmittelbar zugängliche Erleben nachvollziehbar konstruieren.

Die Annahme, dass eine Zentrierung des Erlebens auf die physische Entität "Baby", und damit auf eine Art Selbst, nicht hypostasiert werden kann, sondern als Produkt einer sich erst mit dem Spracherwerb komplettierenden Ausdifferenzierung angesehen werden muss, wurde in besonderer Radikalität von Alfred Lorenzer formuliert. Er vermittelt, damit weit über die Intentionen der Objektbeziehungstheorie

hinausgehend, in *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie* (1972) deren Erkenntnisse mit den Grundannahmen der Freudschen Metapsychologie. Zugleich schafft er auf diese Weise einen begrifflichen Rahmen zur Vermittlung psychoanalytischer Erkenntnisse mit neurophysiologischen Funden, den er in *Die Sprache, der Sinn und das Unbewußte* noch näher ausführt, und zeigt damit, dass die Psychoanalyse “auf eine lautlose, aber folgenreiche Weise die Grenze zwischen Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften” aufzuheben angetreten ist (2002, S. 59). Das Anliegen einer solchen Vermittlung wird heute, ohne Bezug auf Lorenzer, der im englischen Sprachraum bislang kaum rezipiert wird, insbesondere von Mark Solms (1996) vorangetrieben; im folgenden werden wir zwischen beiden Ansätzen einen Bezug herzustellen haben.

Wir wollen hier eine zentrale Formulierung Lorenzers als theoretische Grundlage für Winnicotts plakative Aussage aufgreifen. Sie lautet, in Anlehnung an den Freudschen Satz “Das Ich ist der Niederschlag der Objektbeziehungen”: “Der Ansatz des Subjektes ist der Niederschlag der Interaktionsformen” (Lorenzer 1972, S. 46). Als Interaktionsformen beschreibt Lorenzer jene Bildungen, die sich als “konkrete Formeln der Einigung” in den Interaktionsvorgängen der Mutter-Kind-Dyade ausbilden und dabei “zunehmend das Merkmal lebensgeschichtlicher Unaustauschbarkeit erhalten” (S. 44). Dabei erwachsen “der Aufbau der Verhaltensstruktur und der Aufbau der Körperstruktur [aus, D.N.] einem Wechselverhältnis – sie folgen beide den Figuren des konkret ablaufenden Interaktionsspiels” (2002, S. 126). Insofern Interaktionsformen also aus konkretem sozialem und physischem Geschehen hervorgehen, sind sie als leibliche auch schon seelische Gebilde, Vorstellungsfiguren, Lebensentwürfe.

Lorenzer stellt klar, dass wir uns diesen Vorgang nicht etwa als ein einfaches Gegenüber von kindlicher Natur und mütterlicher Kultur vorzustellen haben: “In der durch eine bestimmte Interaktionsform gekennzeichneten konkreten Interaktion einer Mutter-Kind-Dyade wird keineswegs die Beziehung zwischen einem umrissenen Triebprofil und einem ihm äußerlichen Gegenüber in der Umwelt ›hergestellt‹, – ›Triebprofil‹ wie ›Umwelthorizont‹ werden umgekehrt erst aufgebaut in der *Einigung auf Interaktionsformen*” (1972, S. 45). Demnach “ist die Interaktionsform weder eine dem Kind imputierte äußere Realität, noch [...] eine ›innere Formel‹. Sie ist notwendig beides als Ausdruck der Einigungssituation” (ebd.). Indem der Begriff der Interaktionsform kein Gegenüber zweier getrennt als Subjekt und Objekt zueinander stehender

Individuen hypostasiert, erlaubt er, eine Situation zu denken, in der Subjekt und Objekt noch ganz einem gemeinsamen szenischen Bezugsfeld verpflichtet sind.

Da Interaktionen grundsätzlich szenischer Natur sind, muss auch der Ansatz des Subjekts zuallererst szenischen Charakters sein. Szenen fassen Subjekt und Objekt vermittelt intentional ausgerichteter Aktionsdramatik zu einer Einheit zusammen, und es müssen erst diverse Schritte der Ausdifferenzierung vorgenommen werden, bevor Subjekt und Objekt unterschieden werden und das kindliche Individuum sich im Übernehmen einer Intention mit einer der Rollen identifizieren kann. Somit kann sich erst mit der Herausbildung von Selbst- und Objektrepräsentanzen, in engem Zusammenhang mit dem Spracherwerb, jene Subjektconstitution ausbilden, die sich selbst als Ursprung und Zentrum der eigenen Intentionen und Handlungen im Interaktionsgeschehen zu erleben vermag. Für das Erleben in der frühen Kindheit ist zunächst grundsätzlich von der Mutter-Kind-Dyade als Subjekt auszugehen:

“Die Mutter kann nicht das alleinige Subjekt der Produktion [von Interaktionsformen; D.N.] genannt werden. [...] Die einzig sinnvolle Lösung ist, daß die Mutter-Kind-Dyade selbst als Subjekt [...] fungiert” (1974, S. 250).

Die sich in ihr ausbildende Grenze ist zunächst “im Ablauf von Reiz, Reizbeantwortung, Abklingen, Wiedererscheinen einer Strömung usw.” angelegt, und zwar “gewiß nicht räumlich [also zwischen Subjekt und Objekt als organismischen Entitäten; D.N.], sondern zeitlich. Die Strukturen [...] erwachsen aus der zeitlichen Markierung des Wechsels von reizlosem Kontinuum und Störungseinbruch” (1972, S. 41f.).

Die Beobachtung der räumlichen Getrenntheit von Mutter und Säugling wird bei Stern unmittelbar umgesetzt in eine Vorstellung vom inneren Erleben des Säuglings, dessen Identität damit als eine Gegebenheit vorausgesetzt wird. Die von Lorenzer als Ausgangspunkt der Subjektbildung angenommene zeitliche Markierung hingegen zielt auf die Beschreibung eines Prozesses der Ausbildung von (subjektiver) Identität. Subjektive Identität wird nicht als eine Art Seele, die dem Neugeborenen eingehaucht wäre, auch nicht als ein “auftauchendes Selbst” (Stern 1985, S. 61ff.) aufgefasst, sondern aus Identität und Nichtidentität der jeweils gefundenen Einigung mit vorangegangenen Einigungsfiguren abgeleitet. Das bestimmte Profil des Niederschlags der Interaktionsformen erhält im zeitlichen Verlauf des Sozialisationsprozesses zunehmend “lebensgeschichtliche Un austauschbarkeit” und bildet die Grundlage einer

zeitlich sich durchhaltenden intentionalen Identität. Diese kann als Ansatz eines sich gegenüber der Objektwelt behauptenden Subjekts gedacht werden, jedoch ist auch damit noch nichts über das innere Erleben ausgesagt.

Jene Situation des Vergleichens, deren adultomorphe Interpretation durch Stern – als ein absichtsvolles Vergleichen dessen, was Mama und was der Säugling selbst sieht – wir aufgrund ihrer unaufgelösten Zirkelschlüssigkeit zurückweisen, kann vor dem Hintergrund dieser Überlegungen als ein Abgleichen von aktueller Interaktion und Interaktionsform und damit als Prozess des Herausbildens jener Subjekt-Objekt-Trennung interpretiert werden, die Stern hier bereits voraussetzen zu müssen glaubt. Wir müssen indes diese Voraussetzung gar nicht treffen, um den Vorgang des Abgleichens verstehen zu können. Das gestische Ineinander der dyadischen Einigungssituation ist als Gesamtsubjekt aufzufassen, das die Aktualität der situativen Struktur als Reiz aufzunehmen und mit einer Interaktionsform sozusagen “auf einen Nenner” zu bringen hat. Das Beobachtete ist damit als ein sich intern regulierendes, zugleich schon sich auf ein Außen beziehendes Zusammenspiel in der Mutter-Kind-Dyade aufgefasst. Dass die Mutter aus diesem dyadischen Geschehen immer schon heraustreten und es von außen beobachten kann, verleiht ihrer Teilhabe am Gesamt der Szene ein besonderes Gewicht.

Aus ihrer dominierenden Position heraus bringt die Mutter in diesem Zusammenspiel mit der zeigenden Hand einen Reiz zur Geltung. Der ausgelöste Reiz-Reaktions-Zirkel kann sich zum Zeitpunkt des Sozialisationsgeschehens der beobachteten Szene auf bereits eingeübte Interaktionsformen auch im kindlichen Part der Dyade rückbeziehen. Das Auge folgte ja auch früher schon der ausgestreckten Hand. Damals hielt diese etwa einen Gegenstand und bewegte ihn vor den Augen des Kindes hin und her. Die neue Situation gründet auf solchen Interaktionsformen der ersten Lebensmonate. Weil die vom Reiz aktivierte frühe Interaktionsform eine Formulierung der Situation “aus der dyadischen Einheit heraus einen Gegenstand betrachten” einbringt, kann im Rückgriff darauf die Intention der zeigenden Hand in das Verfolgen der angegebenen Blickrichtung umgesetzt werden. Die Interaktionsform fungiert demnach als ein triadisches Moment in der dyadischen Szene. Über sie stellt sich eine spezifische Differenz zum aktuellen Geschehen her, die sich im Weiteren des sozialisatorischen Prozesses zu einer zeitlich sich durchhaltenden intentionalen Identität des kindlichen Subjekts wird verdichten können.

Die Fortsetzung der Szene – das Zurückblicken ins Gesicht der Mutter – muss nun nicht mehr adultomorph als absichtsvolles Vergleichen aufgefasst werden. Auch hier geschieht vielmehr die Binnenregulierung in der Mutter-Kind-Dyade nach Art eines Reiz-Reaktions-Zirkels. Der Reiz des Gezeigten ist dazu geeignet, die dyadische Einheit zu durchbrechen; die zeigende Hand der Mutter verweist auf ein Außerhalb des Halts in der Dyade, weit mehr noch, als dies schon im einfachen Vorzeigen geschah. Auch hier können bestehende Interaktionsformen vorausgesetzt werden, aus denen die Reaktion sich bestimmt. So mögen etwa im Moment des Suchens nach dem Gezeigten Interaktionsformen von einer räumlich-visuellen Nichterreichbarkeit der Mutter und die damit verbundenen Affekte von Unsicherheit und Angst ausgelöst werden. Mit solchen Interaktionsformen wurde erstmals ein “Außerhalb” der Dyade konzeptualisiert, das jetzt in die beobachtete Zeige-Szene hineinspielen und sich in ihr weiter ausformulieren kann.<sup>1</sup>

Aus der Angst oder Unsicherheit in der hier angesprochenen Interaktionsform bildet sich ein Impuls, sich der dyadischen Einheit zu vergewissern, und auch dessen Realisierung hat schon eine Form: den Blick des Säuglings in das Gesicht der Mutter. Nicht also blickt das Kind sie an, um sich zu vergewissern, dass sie beide den gleichen Gegenstand meinen. Vielmehr findet in diesem Blickkontakt eine dyadische Einigung – eine “Affektabstimmung” (Stern 1985, S. 198ff.) – statt, und zwar über den Fortbestand des Halts in der Dyade und des Grades von deren Öffnung in ein in solchen Interaktionen sich langsam konturierendes Außen. Der gezeigte Gegenstand steht für diese Öffnung; das szenische Ineinander von forschendem Blick und bestätigendem Lächeln erlauben, gleichwohl an der Dyade festzuhalten. Resultat der Vergewisserung ist das Innewerden von einer Unterschiedenheit der Wahrnehmung von dem, was die beteiligten Interaktionsformen vorgeben, und damit des Grades der Öffnung der Dualunion ins Außen. Als Einheit oder Verschiedenheit des wahrgenommenen Gegenstandes wird sie erst nach und nach in wiederholten Interaktionen dieser Art konzeptualisiert.

Das Konstrukt einer durchgehaltenen Entwicklung aus ursprünglicher Subjekt-Objekt-Einheit in eine sich schließlich als Einheit gegenüber einer Objektwelt intentional bestimmende Subjektivität hat sich in der klinischen Erfahrung – oder auch in der Analyse kreativer Prozesse –

---

<sup>1</sup> Nicht zufällig ist wohl auch eine gestische Entsprechung dieser Zeigeszene (die Wendung des Kopfes) mit jener noch ganz im Reflexgeschehen eingebundenen Szene, die René Spitz (1957, S. 67) als eine sich auf die Wendung von Passivität in Aktivität gründende erste Formulierung des Nein-Sagens, Sich-Abgrenzens begriffen hat.

vielfach bewährt, während die Vorannahme einer angeborenen Abgegrenztheit eines Selbst zur Objektwelt eine ausgewiesene klinische Relevanz nicht besitzt. Zum Begreifen mancher klinischer Phänomene ist die Annahme einer ursprünglichen Einheit derzeit unersetzlich. Hierzu zählen insbesondere okkulte Phänomene wie Telepathie und Hellsehen, denen Erklärungsmuster, die sich auf eine apriorische Trennung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis gründen, nicht gerecht werden. Gerade das Studium solcher Phänomene kann eindringlich vor Augen führen, wie weit Alfred Lorenzers Vorschlag, Subjektivität insgesamt als ein Konstrukt, einen Knotenpunkt quasi im interaktiven Gewebe, aufzufassen, zu tragen vermag. Diesen Phänomenen habe ich selbst in jüngerer Zeit eine eingehende Studie gewidmet (2001).

“Subjektivität”, wie wir sie für selbstverständlich zu halten gewohnt sind, ergibt sich in westlichen Kulturen mit einer gewissen Notwendigkeit aus den sozialisatorischen Prozessen, kann jedoch nicht als eine Naturgegebenheit betrachtet werden (vgl. etwa Jaynes 1976). Wenn Stern annimmt, das “Kernselbst” sei mehr als das, was wir als geschlossenen Regelkreis eines physischen Systems beobachten können, so ist dieses nicht mehr als eine projektive Zuschreibung: Er versieht sein Konstrukt mit den Eigenschaften eines bewussten “Ich”, das wünschen und beabsichtigen kann, ohne uns zeigen zu können, auf welchen sozialisatorischen Voraussetzungen dieses Wünschen und Beabsichtigen beruhen könnte. Da zudem sich jene Bewusstseinszustände, die dem dyadischen Erleben der frühen Mutter-Kind-Interaktion am nächsten kommen dürften, weil sie ohne die “dritte Position” (Britton 1985) der Selbstreferenz auskommen, gerade dadurch auszeichnen, dass sie in der nachträglich selbstreflexiven Betrachtung als willenlos-passive Zustände erlebt werden, sind wir berechtigt, zur Beantwortung dieser Frage dem “klinisch rekonstruierten Säugling” mehr Platz einzuräumen, als Stern dies tut.

### *Intention der Szene und Intention der Inszenierung*

Im Zuge meiner Vorarbeiten zur erwähnten Studie über das Okkulte begegnete ich einem seltsamen Phänomen, dessen Implikationen mir nicht sofort einsichtig wurden. Ich hatte, um Erfahrungen mit dem Gegenstand sammeln zu können, zu einer englischen Hellseherin, Mrs. S. -W. (vgl. Niedecken 2001, S. 237ff.), Kontakt aufgenommen, und diese hatte sich zur Zusammenarbeit gerne bereit erklärt. Unsere gemeinsame Arbeit begann unsystematisch – ich suchte mit ihr das Gespräch über ihre Selbsterfahrung als Hellseherin, während sie davon ausging, dass sie mir



ihre Kunst demonstrieren solle. Sie tat dies zunächst auch in faszinierender Weise, indem sie mir allerlei Details aus meiner Lebensgeschichte berichtete. Bald jedoch wurden ihre im Wachtrance-Zustand geführten Reden mir unverständlich, denn sie schrieb mir nun in voller Überzeugung Erlebnisszenen zu, die ich beim besten Willen nicht mehr in meiner Erfahrung orten konnte. Darauf reagierte ich selbst in befremdlicher Art, indem ich ihr alles, was sie sagte, bestätigte, obzwar ich mich darin ja gar nicht erkannte und mir dies eigentlich auch bewusst war. Die Faszination ihres Gebarens hielt mich im Bann der Überzeugung, dass alles, was sie sagte, wahr sei, und ließ das Bewusstsein von der Nicht-Übereinstimmung des Gesagten mit meiner Lebenserfahrung im aktuellen Geschehen nicht zur Geltung kommen.

Schließlich stellte sich dadurch, dass sie auch im alltäglichen Gespräch von sich erzählte, heraus, dass diese Erlebnisszenen nicht meiner, sondern ihrer eigenen Lebenserfahrung entstammten. Sie hatte in Wachtrance begonnen, mir von sich zu erzählen, ohne es selbst zu bemerken. Als ich dies bei nächster Gelegenheit ansprach, wollte oder konnte sie sich in den Szenen zunächst nicht selbst wiedererkennen, trotz aller unbestreitbaren Übereinstimmung. In ihrem Wachtrancezustand – wie auch in meiner Teilhabe daran – waren das Wahrnehmen von Szenen und das Wahrnehmen des eigenen Subjektseins in einer Szene nicht nur nicht koordiniert, sondern wurden ausdrücklich auseinandergehalten; die Intention, die sie zur telepathischen Wahrnehmung antrieb, wurde von ihr nicht etwa als eigene erlebt, sondern als ein “Geführtsein”. Ganz offenbar hatte sie im Wachtrance-Zustand zweierlei aufgegeben: das Gefühl dafür, handelndes Subjekt der Szenen gewesen zu sein, die sie berichtete, und das Gefühl dafür, aus eigener Intention zu sprechen.<sup>2</sup> Ich deutete ihr das Geschehen schließlich als Wendung von der Passivität zur Aktivität, indem ich ihr erklärte, dass sie, statt sich als Medium meiner Verfügung zu unterwerfen und meine Geschichte in sich aufzunehmen, begonnen hatte, die Situation umzukehren und sich mir in ihrer eigenen Geschichte zu präsentieren. Diese Einwendung konnte sie endlich zu der Erkenntnis bringen, dass die im Trancezustand erzählten Szenen mit ihrer eigenen Lebensgeschichte identisch waren.

Wir könnten das Geschehen auf das einfache Kürzel bringen, dass sie sich erst in der Intention des Gesprochenen (als den erzählten Szenen innewohnender intentionaler Bezug zwischen Subjekt und Objekt) wiederfinden konnte, als sie die Intention ihres Sprechens erkannte; und

---

<sup>2</sup> Es muss gesagt werden, dass Mrs. S. -W. im alltäglichen Bewusstseinszustand nicht zu Wahnzuständen oder Halluzinationen neigte.

wir können sodann diese Unterscheidung noch allgemeiner als die zwischen “Intention der Szene” und “Intention der Inszenierung” fassen. Erstere ist von der Struktur eines szenischen Geschehens her vorgegeben, das hier sprachlich vermessen wird; letztere jedoch bestimmt das, was in der aktuellen Interaktion geschieht, welche Szene etwa in ihr zur Sprache kommt – auf Mrs. S. -W. bezogen, bestimmte die “Intention der Szene”, was sie sprach, während die “Intention der Inszenierung” der Trance, ihr Wunsch, sich in den Szenen mitzuteilen und als Subjekt der Szenen zu bestimmen und gegen mich abzugrenzen, ihr erst durch meine Deutung zugänglich wurde.

Nun mag die Formulierung “Intention der Szene” befremden, gehen wir doch für gewöhnlich davon aus, dass eine Intention nur einem Subjekt zugeschrieben werden könne. In der beschriebenen Interaktion freilich erlebten wir beide diese Zuordnung – aus welchem Grund, ist hier noch nicht zu ersehen – als aufgehoben. Mrs. S. -W. befand sich mit mir in einem dyadischen Reiz-Reaktions-Kreis, in welchem mein Beziehungsangebot im Verein mit ihrer einsetzenden Übertragung auf mich die Intention auslöste, die dann, in Form der Reizbeantwortung, ihr “Geistführer” wurde. Es gab keine Differenz zwischen der Intention und deren Ausführung, aus der heraus sie sich (oder ich sie) in der Intention hätte erkennen können. Diese Differenz konnte erst entstehen, als ich ihr die “Intention der Inszenierung” als ihren Wunsch deutete und damit den Vorgang des Sprechens selbst benannte.

Erst als ich in der Lage war, eine spezifische Differenz zwischen der Trance-Inszenierung und dem sich darin zum Ausdruck bringenden subjektiven Wunsch Mrs. S. -W.s zu benennen, stellte sich die selbstreferentielle Dimension ihres Bewusstseins wieder ein. Selbstreferentialität scheint demnach von solchem Abgleichen abhängig zu sein, somit von der Markierung einer (zeitlichen) Differenz, von einer im zeitlichen Verlauf sich durchhaltenden intentionalen Identität, die sich gegenüber der Identität der szenischen Struktur behauptet.

Es könnte hier eingewendet werden, dass etwas so Ausgefallenes, ja geradezu Anrühiges wie die mediale Trance nicht zur Grundlage von solch weitgreifenden Überlegungen zur Frage der Subjektkonstitution gemacht werden könne. Wir können indes eine entsprechende Unterscheidung auch schon in der von Stern berichteten Szene treffen, indem wir als “Intention der Szene” das Zeigen und Gezeigt-Bekommen bestimmen, als “Intention der Inszenierung” jedoch die Überbrückung eines Bruches in der Dyade. Ersteres ist eine typische soziale Figur, letzteres ist als die diese Figur bestimmende Dynamik auszumachen.

Damit können wir die oben monierte Unbeholfenheit in der Übersetzung des Sternschen Textes korrigieren, indem wir *“a deliberate attempt”* mit *“intentional-gerichteter Versuch”* übersetzen und mit dieser Formulierung implizieren, dass die intentionale Ausrichtung Bestandteil der Szene ist, während sie noch nicht als Indikator für eine Selbstreferenz im Bewusstsein des beobachteten Säuglings genommen werden kann. Die Intention der Inszenierung ergibt sich vielmehr aus dem von der Aktion der Mutter ausgelösten Reiz-Reaktions-Zirkel in der Dyade und ist nicht im kindlichen Subjekt zu zentrieren. Das Kind reagiert, wenn auch bereits in einiger Differenzierung und mit ersten Ansätzen aktiven Bestimmens. Es ergeben sich diese Ansätze aus der signifikanten Differenz zwischen Interaktionsform und aktueller Interaktion. In ihnen kommt eine sich verdichtende intentionale Identität zur Geltung. Von Bedeutung ist, dass in solchen dyadischen Interaktionen ein Ungleichgewicht zugunsten derjenigen Partnerin besteht, die bereits aus der Position des selbstreferentiellen Bewusstseins heraus handelt und mit dem Übergewicht ihrer aktiv eingebrachten Lebensentwürfe Auslösereize setzen und die aktuelle Szene dominieren kann. Das durch diese Dominanz sich ergebende Ungleichgewicht setzt den Impuls zur Überwindung der dyadischen Passivität und der Verdichtung der intentionalen Identität in Gang.

In jener Situation, die sich in meiner Interaktion mit der Hellseherin konstellierte, war zunächst uns beiden nicht, und dann, im Vergleich mit einem zuvor Gehörten, erst nur mir deutlich, dass sie von sich selbst erzählte, dass es die Intention ihres Sprechens war, mir ihre eigene Geschichte mitzuteilen. Mrs. S. -W. als Akteurin erlebte sich als *“geführt”* in diesem Tun – d. h. die Intention *“führte”* sie, ohne dass sie diese selbstreferentiell als eigene anerkennen konnte; und solange ich von der Faszination des hellseherischen Geschehens gebannt war, erlebte auch ich nur eine innere Stimmigkeit der Szenen, nicht deren Bezug auf ein *“Realität”* genanntes Drittes und nicht den Grund der Mitteilung. Mrs. S. -W. befand sich mit mir in einem dyadischen Regelkreis, in welchem mein Interesse an ihr als Reiz die Intention – den spezifischen Übertragungswunsch – auslöste, die dann, in Form der Reizbeantwortung, ihr *“Geistführer”* wurde. Es gab keine Differenz zwischen der Intention und deren Ausführung, aus der heraus sie sich (oder ich sie) in der Intention hätte erkennen können. Die Wiederherstellung der Selbstreferenz im Bewusstsein von Mrs. S. -W. war davon abhängig, dass es gelang, die Differenz zwischen dem aktual ausgelösten Wunsch, mir ihr Können zu präsentieren, und dem sich durch diesen hindurch zur Geltung

bringenden Übertragungswunsch, ich möge sie in ihrem Leid erkennen, zu benennen; in der Übertragungsdeutung also, die hier eine ähnliche Rolle spielte wie der von der Mutter gesetzte Reiz in der Zeigeszene. Es war somit die Markierung der zeitlichen Differenz zwischen aktuellem und Übertragungswunsch, die das dyadische Geschehen progressiv auflöste – ähnlich wie es in den frühen Entwicklungsstadien die zeitliche Differenz zwischen aktuellem Interaktionsgeschehen und Interaktionsform ist, die zur allmählichen Verdichtung einer zeitlich sich durchhaltenden intentionalen Identität des Subjekts führt.

Aus solchen Beobachtungen ergibt sich die Annahme, dass dem selbstreferentiellen Bewusstsein zweierlei zugrunde liegt: zum einen die szenische Aufgliederung der Interaktionsformen in Subjekt-Objekt (die hellseherische Erzählung, das Zeigen), der wir hier in vorläufiger Formulierung die “Intention der Szene” zuordnen, zum anderen die sich zeitlich durchhaltende intentionale Identität (der Wunsch, sich mitzuteilen; der Impuls, die Einheit wiederherzustellen), hier benannt als “Intention der Inszenierung”. Beides muss miteinander koordiniert werden – d. h. die sich zeitlich durchhaltende intentionale Identität muss sich mittels der “Intention der Inszenierung” in die Subjektrolle der Szenen einfinden, sich mit ihr identifizieren können, damit die Selbstreferentialität des Bewusstseins entstehen kann. Diese Koordinierung ist nicht selbstverständlich, wie unser Beispiel vor Augen führte; auch vielerlei klinische Erfahrung mit Dissoziationsphänomenen kann dies bestätigen.

### *Agenten-unabhängige Situationswahrnehmung und amodale Repräsentation*

Diese befremdlich wirkenden Überlegungen erhalten Unterstützung von Seiten einer Wissenschaft, die gewiss nicht verdächtigt werden kann, unzulässigerweise subjektives Erleben mit Objektivität zu verwechseln: der Bewusstseinsforschung in der Neuropsychologie. Untersuchungen über Spiegelneuronen im Gehirn einer bestimmten Affenart legen die Annahme nahe, dass das Wahrnehmen von Szenen und das Wahrnehmen einer eigenen Subjektposition in den Szenen nicht selbstverständlich korreliert sind. Vielmehr gibt es eine hirnelektrisch nachweisbare Reaktion auf Szenen, die sich gleich bleibt, unabhängig von dem Umstand, ob das Subjekt an ihnen beteiligt ist oder sie lediglich beobachtet:

“Es wurde am Gehirn von Makaken-Äffchen gezeigt, daß bestimmte ›Spiegelneuronen‹ genannte Neuronen in der Lage sind, sowohl auf visuelle Eindrücke von einer Aktion zu reagieren, als auch darauf, wenn

diese selbst produziert werden. [...] Neuronen-Gruppen im prämotorischen Kortex werden aktiviert sowohl wenn ein anderes Individuum – sei es ein Tier oder ein Mensch – die Bewegung ausführt, als auch wenn dieselbe Bewegung aktiv ausgeführt wird” (Proust 2000, S. 315).

Die Autorin fügt hinzu, dass weitere Untersuchungen nahelegen, dass diese zunächst an Affen gewonnene Entdeckung auf den Menschen durchaus übertragbar ist.

Es ergibt sich der Schluss, dass Szenen von intentionalem Handeln und die Zuordnung des Selbst zu einer Subjektposition in diesen Szenen nicht notwendig korreliert sind, dass also diese neurophysiologischen Funde mit unserer Unterscheidung von “Intention der Szene” und “Intention der Inszenierung” durchaus korrespondieren:

“Die Entdeckung der Spiegelneuronen legt die Annahme nahe, daß die Repräsentation von Handlungszielen auf einer gewissen Ebene unabhängig vom handelnden Individuum sich ereignet. Die Bewußtwerdung einer Aktion – etwa greifen oder gehen – geht nicht so vor sich, daß zuerst das handelnde Individuum identifiziert und erst dann die Handlung selbst erkannt wird. Sie beruht darauf, daß eine Repräsentation aktiviert wird, die hinsichtlich des handelnden Individuums neutral ist” (ebd.).

Während wir also dazu neigen würden, einem als Subjekt wahrgenommenen Individuum erst in einem zweiten Schritt eine Aktion zuzuordnen, verhält es sich nach diesen Beobachtungen anscheinend genau umgekehrt: Die Aktionsszene ist das primär Aufgenommene, und die Subjektzuordnung sekundären Charakters, ein zusätzlicher mentaler Akt. Sie ist dazu, wie Proust anhand weiterer Experimente darstellt, von unterstützenden Faktoren abhängig, denn anscheinend ist die Zuordnung eines Selbst zu Handlungen auf Bewusstseinssebene wenig stabil. Es konnte nachgewiesen werden, dass sowohl

“normale als auch schizophrene Individuen wenig Zugang zu dem inneren Modell der Bewegung haben, die sie ausführen. Wenn ihnen eine genaue visuelle Rückmeldung vorenthalten wird, und sie statt dessen während ihrer Aktionen lediglich vage visuelle Eindrücke erhalten, sind sie kaum in der Lage, die von ihnen ausgeführte Bewegung zu benennen” (S. 316).

Wir können diese Aussagen dahingehend interpretieren, dass Propriozeption und das szenische Muster eines wahrgenommenen Handlungskomplexes einander nur zur Selbstreferenz hin korreliert werden können, wenn ein Drittes hinzutritt. Proust selbst gelangt schließlich dazu, die soziale Öffentlichkeit als Drittes zu benennen, die die

Beurteilung einer Aktion hinsichtlich der Position des Subjekts in ihr begründe.

“Dies könnte bedeuten, daß das bewußte Erleben [...] funktional davon abhängt, daß es eine öffentliche, mitteilbare Enkodierung von Wesenszügen der Umgebung gibt” (S. 315).

Demnach würde nicht etwa, wie Stern anzunehmen nahelegt, die Propriozeption, vielmehr die soziale Eingebundenheit des Subjekts die Selbstreferenz des Bewusstseins konstituieren und bestimmen. In der Konsequenz schlägt Proust vor anzunehmen, dass das Dritte, das wir in sozialer Übereinkunft “Realität” nennen, in Zeit- und Raumkoordinaten kodifiziert sein muss, damit es zum Ausgangspunkt der Bestimmung jener Differenz werden kann, auf der die Selbstreferenz des Bewusstseins sich gründet.

Aber auch das Anlegen von Zeit und Raumkoordinaten reicht, wie Proust darstellt, noch nicht aus, damit die Wahrnehmung eines Subjekts in einer Szene zuverlässig mit der Selbstwahrnehmung abgeglichen werden kann:

“Wenn die Welt um mich herum aus irgendeinem Grund sich genau so verändern würde, als handelte ich in ihr, während ich in Wirklichkeit nur Intentionen zu einem solchen Handeln ausbildete, würde ich es schwer haben, ohne plausible Erklärung dem Gedanken zu widerstehen, daß ich selbst die Handelnde sei” (S. 318).

Dies bedeutet: Wo Sensorik und Propriozeption zeitlich und strukturell identische Sequenzen übermitteln, kann das Subjekt seine Position in der Szene oder zu ihr nicht mehr bestimmen. In einer solchen Situation könne es geschehen, dass “die visuelle Wahrnehmung die Oberhand über die Propriozeption gewönne und das Subjekt davon überzeuge, daß es selbst tat, was es sah” (S. 317). In den hier eingeführten Termini ausgedrückt heißt dies: Wenn es zwischen “Intention der Szene” und “Intention der Inszenierung” keine wahrnehmbare Differenz gibt, dann fehlt unserem Bewusstsein ein Kriterium, anhand dessen wir selbstreferentiell unsere Position im Geschehen bestimmen könnten.

Zeit- und Raumkoordinaten bestimmen dann die Wahrnehmung von Aktionsszenen, wenn Kriterien der Objektwahrnehmung identifikatorisch auf die Selbstwahrnehmung angewendet werden. Objekt ist uns alles, was wir räumlich oder zeitlich von uns getrennt wahrnehmen. Das Individuum vermag sich erst dann selbstreferentiell als Subjekt einer Szene zu erkennen, wenn es sich identifikatorisch in die Objektposition versetzen

und sich sodann darin beobachten kann. In Freudschen Termini ausgedrückt heißt dies, dass zur Einrichtung der Selbstreferenz des Bewusstseins die Wendung von der Passivität in die Aktivität vollzogen werden muss. Dies geschieht, indem das am Objekt Beobachtete vom Subjekt in eigene Regie übernommen und zugleich die Position des Beobachtens beibehalten wird, indem also die selbst hergestellte, aktuelle, und die passiv erlebte, als Interaktionsform verfügbare Szene zueinander in Bezug gesetzt und dadurch jenes Verhältnis von Identität und spezifischer Differenz hergestellt wird, durch das "Intention der Szene" und "Intention der Inszenierung" unterschieden und einander vermittelt werden können. Illustrieren können wir diese Wendung bereits an der Sternschen Zeigeszene: Während das kindliche Auge in den frühesten Zeige-Interaktionen dem hin und her bewegten Gegenstand als einem Auslösereiz lediglich reaktiv folgte, so verfolgt es hier bereits aktiv eine imaginäre Linie, indem es im Rahmen der noch immer von der Mutter dominierten Interaktion die Interaktionsform des "Mit-dem-Blick-etwas-Verfolgens" aktiviert und zur aktuell gegebenen Reizsituation in Bezug setzt.

Die von Proust referierten Funde erhalten nun auch Unterstützung von Seiten der Säuglingsforschung, und zwar von deren Erkenntnissen über "amodale Repräsentation" (Stern 1985, S. 91). Diese nimmt Stern als ein wichtiges Indiz für seine Annahme, dass ein "auftauchendes Selbst" von Geburt an bestehe. Die Erkenntnisse beruhen auf Beobachtungen, mit deren Deutung sich die Interpreten bekanntermaßen besonders schwer tun. Aus ihnen sei zu ersehen, so Stern, "daß es eine angeborene Entsprechung zwischen dem, was die Säuglinge sehen, und dem, was sie tun, gibt" (S. 78) – und dies nicht etwa nur in Bezug auf das menschliche Objekt, sondern ausgedehnt sogar auf Gegenstände: Experimente zeigten, dass nicht nur eine entsprechende Geste der Mutter, sondern "schon das Vorstrecken eines Bleistifts oder ähnlichen Gegenstands den Säugling veranlassen kann, seine Zunge herauszustrecken" (ebd.). Diese Beobachtung interpretiert Stern dahingehend, dass propriozeptive Reize und sensorische Wahrnehmungsreize ineinander übersetzt würden:

"Säuglinge scheinen also dank einer angeborenen, generellen Fähigkeit [...] die in einer bestimmten Sinnesmodalität aufgenommene Information irgendwie in eine andere Sinnesmodalität übersetzen zu können. Wie sie das machen, wissen wir nicht. Vermutlich wird die Information dem Säugling gar nicht über einen bestimmten Sinnesmodus vermittelt. Sie überschreitet vielmehr die Modi oder Kanäle der Wahrnehmung und existiert in einer unbekanntenen, supramodalen Form. So hätten wir es nicht

mit dem simplen Vorgang einer direkten Übersetzung zwischen verschiedenen Modi zu tun, sondern mit einer Enkodierung in eine bislang noch rätselhafte, amodale Repräsentation, die dann in jedem Sinnesmodus wiedererkannt werden kann" (S. 79f.).

Rätselhaft müssen diese Funde solange bleiben, wie wir das Subjekt den Szenen voranstellen – wenn wir jedoch den Aussagen über die Spiegelneuronen folgen, dann erscheinen sie wie eine weitere Bestätigung der Annahme, dass die Szenen vor den Subjekten in gewisser Weise einen Vorrang einnehmen.

Danach erscheint es sinnvoller, auch die Funde zur amodalen Repräsentation dahingehend zu interpretieren, dass der kindliche Organismus, eingebunden in die szenischen Zusammenhänge eines Reiz-Reaktions-Kreises, für uns sichtbar als eine Einheit reagiert, ohne daraus Schlüsse über eine Einheit des Selbsterlebens zu ziehen. Diese beobachtbare Einheit des Reagierens umfasst das, was wir lediglich selbstreferentiell als Propriozeption und Sinneswahrnehmung unterscheiden können. Wenn nun die oben zitierten Funde in der Neurophysiologie gerade darauf hinweisen, dass Propriozeption und Sinneswahrnehmung im Bewusstsein einer nachträglichen Korrelierung bedürfen, dann sehen wir uns dazu veranlasst, anzunehmen, dass beide im Verlauf des sozialisatorischen Prozesses zunächst aus der Einheit der Reiz-Reaktions-Zusammenhänge und damit der amodalen Repräsentation ausdifferenziert werden, um dann in nachträglicher Korrelierung die Selbstreferenz des Bewusstseins konstituieren zu können.

Wie wir bei Proust weiter lesen, existiert neben der Ebene bewusster Selbstwahrnehmung auch beim Erwachsenen noch jene des unmittelbaren Reagierens auf Reize, und im Reiz-Reaktions-Geschehen gelten andere Gesetze. Es findet sich dort das Individuum unmittelbar und ohne zu zögern in das ein, was wir aus der Position des Dritten als die Subjektrolle einer bestimmten Szene ausmachen können:

“Es scheint, daß das Individuum externe Schlüsselreize [external cues; D.N.] nutzt, um den sensomotorischen Gehalt seiner eigenen Aktionen zu erfassen, während es sich in seinen unbewußten und automatischen Anpassungsreaktionen essentiell auf interne Schlüsselreize stützt” (Proust 2000, S. 316).

Solche spontanen Anpassungsreaktionen sind nun gerade nicht korreliert mit einer Selbstwahrnehmung dieses Vorgangs:



“Während ein Individuum leicht sich an sensomotorische Gehalte von Aktionen erinnern bzw. solche sich vorstellen kann, die es gerade auszuführen intendiert, ist es unfähig, sich das sensomotorische Vorstellungsbild einer vergangenen Aktion zu vergegenwärtigen, wenn diese in Reaktion auf Auslösereize [external cues; D.N.] ausgeführt wurde” (S. 316).

Auch dies weist darauf hin, dass Propriozeption nicht etwa, wie es Stern voraussetzt, mit Selbsterleben identisch ist, sondern wir sie uns zunächst einmal lediglich in die dyadische Struktur von Reiz und Reizbeantwortung eingebunden zu denken haben. Als Indikator für ein subjektives Beteiligtsein an, ein subjektives Eingreifen in Szenen ist sie auf eine Korrelierung mit Außenwahrnehmungen angewiesen.

Die Erkenntnisse über amodale Wahrnehmung und Agenten-unabhängige Situationsrepräsentation können nun eindringlich jene Annahme von der Vorgängigkeit der Szenen vor dem Subjekt bestätigen, die sich aus der Betrachtung der Szene mit Mrs. S. -W. ergeben hatte: In beiden Fällen ist die Szene in ihrer situativen Struktur bestimmend – im einen Fall für die Identität der neuronalen Repräsentation in einer bestimmten Region des Gehirns, gleichgültig, ob die Szene beobachtet oder selbst initiiert wird; im anderen Fall für die Identifizierung von visueller Wahrnehmung und motorischer Reproduktion.

### *Vom Vorrang der Szenen vor der Subjektivität*

All dies ist Anlass genug, einen Vorrang der Szenen anzunehmen. Dieser ist auf zweierlei Ebene anzusiedeln:<sup>3</sup> Als situative Strukturen auf der Ebene sozial vereinbarter Gebilde, als Reiz-Reaktions-Mechanismen auf der Ebene biologischer Muster. Die Szenen sind nicht nach Innen und Außen aufgetrennt zu denken, vielmehr als übergreifende Einheiten, aus denen sich im Prozess der Bewusstseinsentwicklung Subjekt und Objekt erst ausdifferenzieren. Die Objektwahrnehmung ist, anders als die sensorische Reizaufnahme, auf die selbstreferentielle Funktion des Bewusstseins angewiesen – das Bewusstsein muss gleichsam sagen können: “Ich nehme wahr.” Und umgekehrt kann erst dadurch ein Subjekt sich selbstreferentiell in einer Szene bestimmen, dass es sich identifikatorisch in die Objektposition versetzt und sich sodann darin beobachten kann. Oder in Freudschen Termini ausgedrückt: Wenn es die

---

<sup>3</sup> Es ist vielleicht kein Zufall, dass solche Überlegungen in der modernen Mathematik eine Parallele finden können, in welcher die Morphismen über die Objekte des mathematischen Kalküls einen Vorrang behaupten (vgl. Kleinert 2002).

Wendung von der Passivität zur Aktivität vollzieht, indem es das am Objekt Wahrgenommene, unter Zuhilfenahme der transmodalen Übersetzung von Sinnenwahrnehmung in Propriozeption, in eigene Regie übernimmt und zugleich die Position des Beobachtens als Selbstreferenz beibehält.

Wir können allerdings diese Vorgängigkeit der Szenen vor der Subjektivität nur dann begreifen, wenn wir von der alten Denkgewohnheit lassen, die Innen und Außen, Subjekt und Objekt, absolut voneinander trennt. Unsere Beobachtung an dyadischen Szenen muss etwas künstlich auftrennen, das gleichwohl notwendig als “szenische Einheit von Innen und Außen” zu denken ist:

“Die banale Tatsache, daß der Reiz seine Reaktion so sicher findet, wie das Geräusch der Maus die Kopfbewegung der Katze ›bewirkt‹, mag als simple Illustration für diese szenische Einheit der sensomotorischen Erfahrungsgestalten genügen. [...] Alledem liegt die szenische Einheit von ›Innen‹ und ›Außen‹, zwischen dem Organismus und seiner Umwelt, d. h. in der Ontogenese vor allem: zwischen dem embryonalen und dem mütterlichen Organismus, zugrunde. Dieses Zusammenspiel begründet alles. Es bleibt auch später das Grundmodell, von dem wir ausgehen müssen” (Lorenzer 1986, S. 43).

Wie Katz und Maus eine szenische Einheit bilden, so auch der neuronale Reflex mit der Gestalt des visuell bzw. propriozeptiv Aufgenommenen, so auch das beobachtbare Säuglingsverhalten mit dem dargebotenen Auslösereiz.

Wir haben es beim Versuch, dyadische Interaktionen zu begreifen, die der Vorgängigkeit der Szenen unterliegen, mit der Schwierigkeit zu tun, dass unsere Weltauffassung wesentlich von der Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt bestimmt ist, dass wir die Intention im Subjekt lokalisiert und auf ein abgegrenztes Objekt bezogen denken und dass dieses Vorgehen dyadischen Interaktionen nicht gerecht werden kann.<sup>4</sup> Vor diese Schwierigkeit stellt uns freilich auch noch das Lorenzersche Begriffspaar von Körperbedarf und mütterlich-sozialer Praxis: Mit ihm ist vorausgesetzt, dass wir in der szenischen Einheit der frühen Interaktionen schon von einer Dualität der beteiligten Organismen auszugehen haben. Dass jedoch die Einheit der interaktiven Prozesse der Mutter-Kind-Dyade, auf die der Begriff “Interaktionsform” abzielt, radikaler zu denken ist,

---

<sup>4</sup> Diese Problematik wurde in der Psychoanalyse auch schon vor Lorenzer angesprochen. Vgl. H. Lichtensteins wichtige Arbeit (1961), auf die Lorenzer sich (1972) bezieht.

darauf verweisen uns die oben zitierten Funde aus Säuglingsforschung und Neurophysiologie.

Bei dieser Schwierigkeit kommt nun der bereits erwähnte Versuch zur Vermittlung von Neurophysiologie und Psychoanalyse, den Mark Solms vorgelegt hat, zum Einsatz. Dieser macht nämlich die Dualität von Innen und Außenwahrnehmung ausdrücklich zum Thema auch einer Erkenntniskritik der Psychoanalyse selbst, indem er das menschliche Individuum als einen Gegenstand ausmacht, der von der Neurophysiologie und der Psychoanalyse aus verschiedenen Perspektiven – einmal von außen, das andere Mal identifikatorisch, von innen – betrachtet werde. Solms schlägt vor, sich dabei auf Freuds indirekte Kant-Rezeption berufend, von einem unbewussten An-Sich<sup>5</sup> auszugehen, das nach zweierlei Art erfaßt werden könne: Von außen als “anatomisches Substrat” und von innen als “Bewußtseinsakte” (1996, S. 491). Freud, so stellt Solms dar, unterteilte die Wahrnehmung “in zwei Grundkategorien, nämlich *körperliche* Wahrnehmungen (von Gegenständen und Vorgängen in der Außenwelt) und *psychische* Wahrnehmungen (von Geschehnissen in uns selbst)” (S. 489). Beides gebe uns einen diskontinuierlichen und unvollständigen Eindruck von einem Sachverhalt, der an sich unbewusst sei. Solms gründet seine Gedanken auf diesen Begriff eines unbewussten An-Sich.

“In der Außenwelt nehmen wir dieses unbewußte ›Ding an sich‹ als den Körper [...] wahr, innerlich dagegen unsere subjektiven psychischen Zustände” (S. 491).

Zweierlei unterscheidet diesen Ansatz von dem Lorenzers in entscheidender Weise: Während Lorenzers Theorie das soziale Moment als eines, das durchgängig jede Subjektivität bestimmt, zur Grundlage seiner Erörterungen macht, findet dieses Moment bei Solms keine Erwähnung, wiewohl es für den Vorgang der Identifikation, der die Sicht “von innen” wesentlich konstituiert, unentbehrlich ist; demgegenüber lenkt Solms den Blick auf den selbstreferentiellen Charakter des

---

<sup>5</sup> Bekanntlich beruft auch Bion sich in seiner Theorie mancherorts auf Kant; bei Solms wie Bion zeigen sich die Schwierigkeiten einer Anlehnung an die Philosophie ohne sorgfältige Vermittlung der Begrifflichkeit, und so ist es nicht verwunderlich, wenn Bions “Ding an sich” einigermaßen anders daherkommt als das Solmssche. Gleichwohl verweisen solche Anlehnungsversuche darauf, dass eine Begriffsvermittlung zwischen der Kantschen Erkenntnistheorie und psychoanalytischen Erkenntnissen nach der Art, wie Lorenzer sie in Bezug auf die Kritische Theorie durchgeführt hat, eine wichtige und lohnende Aufgabe sein könnte, die wahrscheinlich manches hier Gesagte noch einmal in ein anderes Licht rücken würde.

Bewusstseins, der bei Lorenzer nur indirekt mitgedacht ist. Während Solms die Innen-Außen-Dichotomie als notwendige Voraussetzung unseres Denkens und Wahrnehmens benennt, ist es Lorenzer darum zu tun, diese Dichotomie im Blick auf den Gegenstand "Mutter-Kind-Dyade" begrifflich aufzuheben. Der eine beschäftigt sich, erkenntniskritisch-selbstreferentiell, mit einem Differenzierungsakt des Bewusstseins, den der andere, indem er ihn als materielle, nämlich soziale Objektivität untersucht, bis in seine sozialisatorischen Herkunft aus undifferenzierter organismischer Einheit verfolgt. Dies tut Lorenzer freilich, ohne eigens auf den Umstand zu reflektieren, dass er beim Vorgang der Betrachtung dieser Vorgänge auf die Differenzierung von Innen und Außen immer schon zurückgreifen muss. Er tut dies mit der konsequent durchgehaltenen sozialpsychologischen Perspektive, die den Körperbedarf im kindlichen Organismus, die soziale Praxis in der mütterlichen Partnerin lokalisiert. Dies aber ist eine Perspektive "von außen", die, soviel kann Solms hier schon entnommen werden, einer ergänzenden Perspektive "von innen" bedürfte.<sup>6</sup> Solms' erkenntniskritischer Ansatz hinwiederum krankt daran, dass er das soziale Moment ausblendet, das – in Form der "dritten Position" – für die Ausbildung der Perspektive "von innen" wesentlich ist. Daraus folgend hat Solms seinen Vorstoß mit einer unhaltbaren Einschränkung versehen: Mit unbeirrter Selbstverständlichkeit geht der Autor von einer eindeutig bestimmten Korrelation von Körper und Geist aus, setzt also das auch für die Innenperspektive voraus, was sich aus sozialpsychologischer Sicht "von außen" ergibt. Damit gibt er genau das preis, was als das eigentliche Verdienst der Einführung der erkenntniskritischen Perspektive gelten könnte; er verstellt den Blick dafür, dass die Sicht "von innen" diese Korrelation durchaus nicht durchgängig bestätigt. An seiner Auffassung von den Affekten, die in Solms' Überlegungen, als eine Art Sensorium der Innenwahrnehmung, eine besondere Rolle spielen, wird dieses Festhalten an der Subjekt-Objekt-Trennung deutlich:

"So wie das Sehen, Hören, Körperempfindungen, Geschmack und Geruch die primären Sinnesmodalitäten sind, in denen wir die objektive Außenwelt, die materielle Realität wahrnehmen, *so ist der Affekt die primäre Sinnesmodalität zur Wahrnehmung der subjektiven Innenwelt, der psychischen Realität*" (Solms 1996, S. 495).

---

<sup>6</sup> Solche ergänzende Perspektive könnte in der drastischen Bilderwelt Melanie Kleins gefunden werden. Sie bedarf freilich einer begrifflichen Vermittlung, die diese Bilderwelt als ein System dyadischer Lebensentwürfe begreift. Vgl. Niedecken 2004 000

Um diesen Unterschied, und damit die Dichotomie von Innen- und Außenwahrnehmung, noch zu betonen, differenziert Solms:

“Der Affekt ist nicht mit den komplexen Prozessen zu verwechseln, die ihn *auslösen*. [...] Der Affekt ist vielmehr die Wahrnehmung eines *inneren* Vorganges, der ausgelöst wurde durch das äußere, als Ereignis in der Außenwelt wahrgenommene Geschehen” (S. 493f.).

Die Selbstverständlichkeit, mit der Solms an der Subjekt-Objekt-Trennung festhält, ergibt sich nicht etwa als logische Konsequenz aus seinen Überlegungen. Es kann, wenn wir den erkenntniskritischen Ansatz radikal nehmen, nichts darüber ausgesagt werden, welche Aspekte des sensorisch Wahrgenommenen “an sich” dem affektiven Erleben korreliert seien und mit ihm zusammen das Subjekt ausmachen, da ja das Bestimmen der Subjekt-Objekt-Grenze bereits ein Akt des Bewusstseins ist. Es gibt, etwas plakativ gesagt, nichts, was als “Realitätszeichen im Unbewussten” (Freud, zit. nach Lorenzer 1984, S. 209 000) uns daran hindern könnte, unsere Psyche etwa den von uns wahrgenommenen Gegenständen zu korrelieren, wie es Kleinkinder mit ihrem Übergangsobjekt tun, und wie es nicht nur in pathologischem Geschehen (dem Solms keinen heuristischen Wert zubilligt), sondern auch im kreativen Prozess passager durchaus auch im Erwachsenenalter noch geschehen kann; oder wie wir es in der Umkehrung auch als Dissoziation von Szene und Selbsterleben am Trancegeschehen mit Mrs. S.-W. beobachtet haben. Hier lässt Solms das Potential seines Gedankens vorschnell wieder auf den scheinbar unausweichlichen Grund der Subjekt-Objekt-Trennung auflaufen.

Darin wird erkennbar, dass Solms im Gegensatz zu Lorenzer die sozialen Bezüge, auf denen die “innere Realität” sich gründet, nicht in Betracht zieht. Dies wird auch an seiner Auffassung der Affekte deutlich. Wenn Solms deren physiologischen Aspekt dem emotionalen gegenüberstellt, läßt er einen dritten aus. Mit ihrem gestisch-kommunikativen Aspekt sind die Affekte durchaus mehr als nur physiologisches Geschehen und emotionale Bewegung. Wie die Erkenntnisse über Affekt Abstimmung zeigen, sind sie im Reiz-Reaktions-Spiel der frühen Interaktionen subjektübergreifend wirksam und bilden zugleich mit Propriozeption und Sensorik in der amodalen Wahrnehmung einen unaufgetrennten Komplex:

“Der Affekt fungiert als eine Art supramodaler ›Währung‹, in welche die in jeder beliebigen Modalität erfolgende Stimulierung übersetzt werden kann. Auch dies stellt eine Art amodaler Wahrnehmung dar, weil ein Affekterlebnis nicht an eine bestimmte Wahrnehmungsmodalität gebunden ist” (Stern 1985, S. 82).

So ist anzunehmen, dass die Affekte in ihrem Zusammenspiel von physiologischem, propriozeptivem, sensorischem und motorischem Geschehen und in ihrer sozialen Bedeutsamkeit auf jene szenische Einheit verweisen, deren Vorrang vor der Subjekt-Objekt-Ausdifferenzierung in amodaler Wahrnehmung und agentenunabhängiger Situationsrepräsentation zum Tragen kommt. Was im Prozess der Ausbildung von Subjekt- und Objekt-Identitäten intentionale Ausrichtung und Propriozeption zur Selbstrepräsentanz korreliert, begründet vor aller Aufgliederung in Subjekt und Objekt eine “affektive Intersubjektivität” (S. 223), die die dyadisch-szenische Einheit wesentlich bestimmt. Es sind dann äußere und innere Reize als Einheit zu denken, die in der Unmittelbarkeit eines Reiz-Reaktions-Ablaufs zum Tragen kommt, und die erst noch in Innen- und Außenwahrnehmung aufgespalten werden muss.

Wenn auf diese Weise Innen und Außen ineinander fallen, dann sind in der Tat das visuelle Erfassen vom Hervorstrecken eines länglichen Gegenstandes und das Hervorstrecken der Zunge als ein jeder Subjekt-Objekt-Ausdifferenzierung vorgängiges szenisches Muster zu identifizieren. Darauf zielt der Begriff der Interaktionsform ab, indem er “äußere Realität” und “innere Formel” als Einheit fasst. Wenn Lorenzer vom “Niederschlag der Interaktionsformen” spricht, so beinhaltet dies, dass wir uns das Unbewusste zweifach verankert und damit, bei aller Subjektzentrierung im “Niederschlag der Interaktionsformen”, überindividuell-objektiv – als das “Fremde in mir”, wie Laplanche (1992, S. 120) es formuliert – vorstellen müssen: von biologischer Seite besehen in Reiz-Reaktions-Zirkeln, aus psychosozialer Perspektive betrachtet in situativen Mustern, in deren Bestimmtheit durch kulturell-gesellschaftliche Bedingungen. Aus beidem bestimmt sich der Vorrang der Szenen vor dem Subjekt.

Was wir mit der Einführung der erkenntniskritischen Perspektive gewonnen haben, wird deutlich, wenn es um situative Strukturen geht, die sich einer eindeutigen Auflösung in Subjekt-Objekt sperren. Triadische Interaktionen, an denen wir intentional beteiligt sind, sind uns selbstreferentiell – also von der Selbstwahrnehmung als Subjekt und von der Objektwahrnehmung her zugleich zugänglich, und dies gibt uns die Möglichkeit, ihre Struktur und zugleich selbstreferentiell die ihnen innewohnende intentionale Dynamik zu erfassen. So müssen wir mit ihnen auch nicht in Widerspruch zur Subjekt-Objekt-Trennung geraten. Wo wir hingegen uns von dyadischen Konfigurationen ergriffen finden, lässt uns unser selbstreferentielles Bewusstsein im Stich. Die Herstellung einer

Bestimmtheit der Subjekt-Objekt-Positionen, und damit die Bestimmung der Intentionalität in dyadischem Geschehen, ist nur vermittels einer Veränderung an der Situation selbst möglich: Sie verwandelt dieses notwendig in ein triadisches, auch dann, wenn dieser Verwandlungsprozess sich, wie in der Mutter-Kind-Dyade, über lange Zeit hinstreckt. An dem Vorgang des Begreifens dyadischer Vorgänge kommt damit das zum Vorschein, was Psychoanalyse von Beginn an ausmachte: dass ihre Erkenntnis verändernde Praxis ist. Die Mutter-Kind-Dyade und der Vorgang der Subjektwerdung des Kleinkindes lässt demnach in besonderer Weise erkenntlich werden, was für alle Prozesse gilt, in denen Unbewusstes bewusst gemacht, aber noch grundsätzlicher auch: in denen Erlebtes objekthaft wahrgenommen und also zum Objekt der Erkenntnis gemacht wird. Immer schon stellen solche Vorgänge Eingriffe dar, bringen sie Veränderungen am Wahrgenommenen hervor, indem sie es in der Wahrnehmung herstellen. Diesen Umstand kann die Sicht von außen nicht allein, vielmehr nur im Wechsel mit derjenigen der Innenwahrnehmung sichtbar machen. Das Verdienst des Solms'schen Ansatzes ist es, die Notwendigkeit dieser Doppelperspektive ausdrücklich benannt zu haben. Ausgeführt hat diese freilich wiederum Lorenzer mit seinem Begriff des szenischen Verstehens, mit dem er, begrenzt auf die analytische Situation, ausführt, wie szenische Teilhabe und Begreifen der situativen Struktur dialektisch ineinandergreifen (vgl. 1970).

Subjekt und Objekt sind, so können wir zusammenfassen, durchaus als Konstrukte unseres selbstreferentiellen Bewusstseins aufzufassen. Im Zusammenhang dieser Auffassung kann das Unbewusste, von Solms noch einmal rückbezogen auf ein vermeintlich durch die Korrelation von Körper und Geist eindeutig bestimmbares Subjekt, nicht länger als rein individuelles Konstituens von Subjektivität gelten. Die voreilige Selbstverständlichkeit, mit der wir die Zuordnung des Unbewussten zum Individuum vornehmen, lässt sich nicht halten. Dem Vorrang der Szene, die sich sozialpsychologisch verzeichnen lässt, und der Vorgängigkeit der Reiz-Reaktions-Dynamik, die die Einbrüche in das Erlebniskontinuum der frühen Einheit aufhebt und als affektives Geschehen ins Bewusstsein tritt, müssen wir mit unserem Begriff Rechnung tragen. Wenn wir den Gedanken von dieser Vorgängigkeit in all seinen Implikationen zulassen, dann wird das von dem psychoanalytischen Begriff des Unbewussten in die Welt gebrachte Skandalon noch einmal greifbar. Er führt uns vor Augen, auf welchem prekären Geschehen sich das gründet, was wir als unsere abgegrenzte Subjektivität erleben. Angesichts solcher Einsicht mag uns jenes Grauen ergreifen, das Lorenzer an der Figur der Rebecca West

des Ibsenschen Dramas *Rosmersholm* ausmacht: ein “Grauen vor dem Gewährwerden der archaischen Bodenlosigkeit ihrer Impulse, dem Ausgeliefertsein an die unkontrollierbaren Zwänge, die alle Selbstgewißheit von innen aushöhlen” (1986, S. 37). Selbstgewissheit ist angesichts des Vorranges der Szenen alles weniger als selbstverständlich. Den “unkontrollierbaren Zwängen”, die sich aus diesem Vorrang für die intendierenden und handelnden Subjekte ergeben können, stellt erst das selbstreferentielle Bewusstsein sein Bestimmen, seine Umkehrung von Passivität in Aktivität, und in letzter Konsequenz schließlich den psychoanalytischen Erkenntnisvorgang entgegen.

Anschrift der Verf.: Dr. Dietmut Niedecken, Eppendorfer Landstr. 161, D-20251 Hamburg. E-Mail: [niedecken@gmx.de](mailto:niedecken@gmx.de)

## Bibliographie

- Britton, R. (1985): The Oedipus complex and the depressive Position. *Sigmund Freud House Bulletin* 9, 7–12.
- Jaynes, J. (1976): *Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der Bikameralen Psyche*. Reinbek (Rowohlt) 1988.
- Kleinert, E. (2002): Vom Vorrang der Morphismen über die Objekte. *Hamburger Beiträge zur Mathematik* 137, 66–83.
- Laplanche, J. (1992): *Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. (Fischer) 1996.
- Lichtenstein, H. (1961): Identity and sexuality. A study of their interrelationship in man. *J Am Psychoanal Ass* 9, 179–243.
- Lorenzer, A. (1970): *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- (1972): *Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- (1974): *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis*. Frankfurt/M. (Fischer).
- (1984): *Intimität und soziales Leid*. Frankfurt/M. (Fischer).
- (1986): *Kulturanalysen*. Frankfurt/M. (Fischer).
- (2002): *Die Sprache, der Sinn, das Unbewußte. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Niedecken, D. (2001): *Versuch über das Okkulte*. Tübingen (ed. diskord).
- (2002): Neue Perspektiven in einer alten Kontroverse. 000



- Ogden, T.H. (1992): The dialectically constituted/decentred subject of psychoanalysis. The contributions of Klein and Winnicott. *Int J Psychoanal* 73, 613–626.
- Proust, J. (2000): Awareness of agency. In: T. Metzinger (Hg.): *Neural Correlates of Consciousness. Empirical and Conceptual Questions*. Cambridge/Mass (MIT Pr.).
- Solms, M. (1996): Was sind Affekte? *Psyche* 50, 485–522.
- Spitz, R. (1957): *Nein und Ja. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*. Stuttgart (Klett-Cotta) 1959.
- Stern, D.N. (1985): *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart (Klett-Cotta) 1992.
- Winnicott, D.W. (1958): *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*. Frankfurt/M. (Fischer) 1983.